

# Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter  
Dr. phil. Franz Geuele

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von  
Germann Rauch, Wiesbaden

Nachdruck aller Artikel verboten

Nummer 32

Sonntag, den 7. Juli 1918

36. Jahrgang

## Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 7. Juli (7. Sonntag nach Pfingsten):  
Willibald; Montag, 8. Juli: Kilian; Dienstag, 9. Juli:  
Veronika; Mittwoch, 10. Juli: Sieben Brüder; Don-  
nerstag, 11. Juli: Pius I.; Freitag, 12. Juli:  
Johannes Gualbertus; Samstag, 13. Juli: Margareta.

NO

## Siebenter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 7, 15-21.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Hütet euch vor den falschen Propheten, welche in Schafsfleibern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind! An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Sammelt man denn Trauben von den Dornen, oder Reigen von den Disteln? So bringt jeglicher gute Baum gute Früchte; der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte. Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen. Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und ins Feuer geworfen werden. Darum solltet ihr sie an ihren Früchten erkennen. Nicht ein jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen.

## Wahre und falsche Freiheit

Freiheit! Das ist das Feldgeschrei der heutigen Welt. Frei sein von jedem Zwang, sein eigener Herr sein, niemand über sich haben, sich nach niemand zu richten, nach niemand zu fragen brauchen, das hat in der Tat etwas Bestehendes, für sich Sinnemendes. Kein Wunder, wenn unerfahrene, unerprobte Menschen diesem Schreie folgen und alles abstreifen, was an Zucht und Unterwürfigkeit erinnert. Dem gegenüber betont das dritte Ordensgelübde den vollkommenen Gehorsam, den gänzlichen Verzicht auf den eigenen Willen und dessen Unterstellung unter den Willen eines Oberen.

1. Im Kloster herrscht nicht mehr Gehorsam als in jedem größeren Gemeinwesen, in jeder Familie, in jeder Fabrik, in jeder Kaserne usw. Wie der Vater innerhalb der Familie, so gebietet der Obere über die Bewohner des Klosters und weist ihnen die Arbeiten an, die jeder im Tage zu leisten hat. In den Klöstern, die eine gewisse Stetigkeit in ihren täglichen Arbeiten aufweisen, geschieht das natürlich nicht jeden Tag, sondern etwa jede Woche. Nehmen wir z. B. ein Kapuzinerkloster, das als Haupttätigkeit Seelsorge in der eignen Kirche und dann Aushilfe in fremden Kirchen auf Bestellung ausübt. Der Guardian — so heißt der Obere eines Kapuziner- oder Franziskanerklosters — stellt für jede Woche den Wochenzettel zusammen, auf dem eines jeden Vaters und Bruders Tätigkeit beschrieben steht. Ist diese Tätigkeit ein für allemal dieselbe, wie etwa die des Bruders Koch oder des Bruders Wärtner, dann braucht sie auch nicht eigens vermerkt zu werden. Dieser Wochenzettel wird auf dem schwarzen Brett, d. h. Anschlagstafel, angeheftet und dort kann sie am Samstag Abend jeder Vater und jeder Bruder lesen. Aufgedeckt wird die Wochenordnung bei Tisch einmal bekannt gegeben. So ein Wochenzettel sieht etwa so aus: Sonntags früh 6 Uhr erste Messe Vater Cassian, 6½ in der Stadtkirche Frühmesse Vater Cassian,

6½ Spitalkirche (Schwesternhaus Vater Zioelis, 9½ Hochamt mit Predigt Vater Gutcopius, Nachm. 4 Uhr Herz-Jesu-Andacht Vater Zioelis. Nun folgen die Dienstamweisungen für jeden Tag in der Woche in derselben Art. Außerdem erhalten die einzelnen Väter ihre Anweisungen für Aushilfe brauchen in den Landpfarreien. Bei der jetzigen Priesternot ist es erklärlich, daß jeden Sonntag alle abkömmlichen Väter vom Kloster abwesend sind, um in der Diözese und weit darüber hinaus den erkrankten oder ihres Kaplans beraubten Pfarreien in der sonntäglichen Seelsorge auszuweichen, die ja keinen Aufschub leidet. Ein jeder Seelsorgsgeistliche darf an Sonntagen und Feiertagen, keineswegs aber an Werktagen, gemäß bischöflicher Erlaubnis im Notfall zweimal Messe lesen, nicht aber dreimal. Wo also drei Gottesdienste gehalten werden, muß ein zweiter Priester zur Stelle sein. In großen Gemeinden werden nicht selten vier und fünf Gottesdienste gehalten. Da müssen sich also die Pfarrer frühzeitig umsehen, wenn durch Krankheit oder sonstige Verhinderung ein Gottesdienst in Gefahr ist auszufallen. Naturgemäß wendet man sich zunächst an die Klöster, weil man annimmt, daß von dort ein Priester zur Verfügung gestellt werden kann. Die Weltpriester haben ja alle ihren Dienst und die pensionierten oder beurlaubten Geistlichen kommen nur selten für den schweren Sonntags-gottesdienst in Betracht.

Bei dieser Gelegenheit darf auch einmal gesagt werden, welche schwere finanzielle Last aus der Sorge für die regelrechte Abhaltung des Gottesdienstes den Geistlichen oft erwächst. Denn das alles geht auf ihre Kosten. Wenn ein Staatsbeamter krank wird, kommt ein anderer zur Vertretung und der Staat bezahlt diesen Vertreter. Wenn ein Pfarrer krank wird, hat zunächst der Pfarrer selbst die nötigen Schritte zu tun, um einen Vertreter zu besorgen. Und dann bezahlt nicht die bischöfliche Behörde den Vertreter, sondern der Pfarrer. Es ist vielfach die Ansicht verbreitet, die Väter täten aus Gefälligkeit und ganz umsonst die Aushilfe. Die Väter sind aber auf die Bezahlung dieser Aushilfe angewiesen, denn sie leben davon. Man kann sich also denken, wie tief ein kranker Pfarrer in die Geldtasche greifen muß, wenn er oft solche Aushilfe nötig hat, oder wenn er gar wochen-, monatelang einen Vater in seinem Pfarrhaus hat, ihn bewirten muß, ihm das Reisegeld und das Honorar für die Aushilfe aushändigt. Von rechtswegen ist zwar die Kirchenkasse gehalten, für diese außerordentlichen Ausgaben aufzukommen. In leistungsfähigen Gemeinden wird wohl der Kirchenvorstand so gerecht sein und diese Auslagen auf die Kirchenkasse übernehmen. Da nun aber die meisten Kirchengemeinden bei uns mit Mühe und Not ohne neue Steuern auszukommen angewiesen sind, so sind die Auslagen des Pfarrers um Erstattung seiner Auslagen aus der Kirchenkasse gering. Denn er will doch nicht riskieren, daß seinetwegen die Steuern erhöht werden müßten oder daß man ihm die versteckte Andeutung mache, sich versehen zu lassen, damit die Gemeinde seinetwegen keine Unkosten habe. Tatsächlich bleibt ihm nichts anderes übrig, als aus seiner Tasche alle Unkosten zu decken.

2. Es versteht sich von selbst, daß der Obere eines Klosters bei der Zuteilung der Arbeit jeden nach seiner Fähigkeit, seiner Leistungskraft, auch nach seinen Neigungen beurteilt, so daß es dem einzelnen nicht allzu schwer fällt, gehorsam zu sein. Auch steht es dem einzelnen frei, seinen Oberen auf etwaige Schwierigkeiten hinzuweisen, die damit verbunden wären, wenn der Obere auf der Arbeit bestünde. Hält aber der Obere die Ein-

wendungen für unbegründet, dann muß sich der einzelne in aller Demut fügen. Der Vorteil besteht für ihn darin, daß er für alle Folgen seines Tuns nicht verantwortlich ist, wenn er nur den Befehl seines Oberen pünktlich ausführt.

Gerade liegt hierin die Verdienstlichkeit des Gehorsams, des sogenannten blinden Gehorsams, der nicht nach dem Warum des Befehls fragt, sondern einfach sagt: der Obere ist der Stellvertreter Gottes. Gott gehorchen ist aber höchst verdienstlich. Führen wir einen Befehl nur deshalb aus, weil wir die Gründe desselben gutheißen, oder weil uns die Sache angemessen und nützlich zu sein scheint, dann gehorchen wir viel mehr unserer eigenen Einsicht als dem Willen Gottes. Wir tun streng genommen das, was Gott will, nicht mehr weil es ihm, sondern weil es uns gefällt. Ein solcher Gehorsam verliert somit viel von seinem Verdienste.

Viele Leute stoßen sich an dem Ausdruck „blinder Gehorsam“. Schon die Kirchenväter haben diesen Ausdruck gebraucht. Es ist einleuchtend, daß der „blinde Gehorsam“ nicht in jeder Beziehung blind ist, nicht das Urteil ausschließt, ob die befohlene Handlung erlaubt oder unerlaubt ist. Denn zu einer sündhaften Handlung kann uns niemand verpflichten. Was der blinde Gehorsam nicht sehen will, das sind einzig die vorzüglichen Bedenken in betreff der Klugheit, Angemessenheit, Schwierigkeit des als nicht sündhaft erkannten Befehles.

In den alten Ordensregeln findet sich oft der Ausdruck „unter einer Sünde verpflichtet“. Dieser Ausdruck ist von böswilligen Leuten geächtet worden zu dem Ausdruck „zu einer Sünde verpflichtet“ und man sagt nunmehr: der Obere habe das Recht, von seinen Untergebenen eine sündhafte Handlung zu erzwingen. Unter einer Sünde verpflichtet heißt: Das, was der Obere befiehlt, gilt wie ein Gebot Gottes, so daß sich der Untergebene einer Sünde schuldig macht, wenn er den Befehl nicht ausführt. Daß der Obere einen seiner Untergebenen nicht zu einer Sünde verpflichten kann, versteht sich von selbst. Wenn er es aber täte, hätte der Untergebene das Recht und die Pflicht, ihm den Gehorsam stracks zu verweigern. Man möge sich also darüber Leberuhigen. Die Klosterinsassen wissen ganz genau und sind darüber aufgeklärt, was der Obere von ihnen verlangen kann und was nicht. Anders deswegen wird schon jeder Obere von selber nicht weiter gehen, als er verantworten kann.

3. Man sagt: Es ist des Menschen unwürdig, sich ganz seines eignen Willens zu begeben, gar nicht mehr Herr über sich zu sein, einem andern blind zu gehorchen. Darauf ist zu erwidern, daß dieser klösterliche Gehorsam ja freiwillig geleistet wird. Jeder, der ins Kloster eintritt, weiß oder wird bald darüber belehrt, daß er da nicht mehr seinen freien Willen hat. Wenn er erkennt, daß er das nicht leisten kann, dann steht es ihm frei, das Kloster wieder zu verlassen. Es ist aber merkwürdig, wie niemand etwas dagegen einzuwenden hat, wenn unsere Rekruten in die Kaserne gesteckt und dort zu einem richtigen blinden Gehorsam gezwungen werden. Die Militärbehörde weiß, daß nur durch einen blinden Gehorsam etwas erreicht, eine Schlacht gewonnen, der Feind verjagt wird. Ähnlich steht die Sache im Kloster. Auch die Klöster haben wichtige Aufgaben durchzuführen, was nur dann möglich ist, wenn hinter ihnen Mannschaften stehen, auf die man sich unbedingt verlassen kann, denen es nicht einfällt, die Weisungen der leitenden Behörde eigenmächtig und willkürlich zu ändern, sondern die genau die vorgeschriebene Auf-

gabe lösen, unbekümmert um die Folgen, die für ihre Person daraus erwachsen.

Weiter wird behauptet, der blinde Gehorsam im Kloster erziehe zur Charakterschwäche. Das Gelübde des klösterlichen Gehorsams schaffe geknickte, willenlose Menschen, Maschinen, die mechanisch, ohne Sinn und Verstand arbeiten. Auch das ist Einbildung und Geschwätz und steht mit den Tatsachen in Widerspruch. Unsere Ordensleute haben bewiesen, daß der Gehorsam aus ihnen keine willenlose Herdenmenschen schafft, sondern recht energische, selbständige, aufrechte Menschen, die die größten Heldentaten vollbringen. Geknickte Menschen sind es jedenfalls nicht gewesen, die auf den bloßen Befehl ihrer Ordensoberen hin in die tieferen Niederungen indischer, südamerikanischer Tropen, oder in die Barackenlager von Typhuskranken gingen und dort aushielten, bis die Krankheit sie selber packte und sie zu Fall brachte. Und die Selben der Wissenschaft, deren alle Orden mehr oder weniger aufzuweisen haben, die ihre gelehrten Abhandlungen mitten unter der Betätigung klösterlichen Gehorsams schrieben, sind sie vielleicht im Kloster in ihrer Arbeit behindert gewesen? Kann man diesen Büchern anmerken, daß die Verfasser einseitige, halbseitige Menschen waren?

Es ist bekannt, daß wissenschaftliche Betätigung der Ordensleute im Kloster die größte Förderung erfährt, solange sie nicht der Stellung und Aufgabe des Einzelnen hinderlich ist. In dieser Beziehung kann es wohl leicht zu einem Konflikt zwischen dem einzelnen Vater und seinem Oberen kommen. Man kann es dem Oberen aber nicht zum Vorwurf machen, wenn er darauf besteht, daß an erster Stelle die Ordensregel und die Tagesordnung beobachtet wird, und die Liebhabeien erst an zweiter Stelle kommen. Sieht er, daß wirkliches Talent vorliegt, dann wird er schon dem Talent die Wege ebnen. Auf der anderen Seite kann indessen Eigensinn und Hinwegsetzung über die Ordensregeln nicht gebildet werden. „Gehorsam ist besser als Opfer“, dieses Wort der hl. Schrift gilt als Grundlage für die Behandlung solcher „Familienangelegenheiten“ der Klöster. Wenn gelegentlich von Klosterausgetretenen in Tageszeitungen solche Dinge erörtert werden, soll man sich hüten, einseitig ein Urteil zu fällen und den Klöstern vorzuwerfen, daß sie es nicht verstanden hätten, die Eigenart zu pflegen, auf persönliche Neigungen und Gewohnheiten Rücksicht zu nehmen usw. „Eines Mannes Rede ist keine Rede, man soll sie hören alle beide.“ Der aus dem Kloster Ausgetretene sucht sich natürlich zu verteidigen und die meiste Schuld dem Kloster aufzubürden. Würde aber der Obere sich aussprechen, dann bekäme die Sache ein anderes Gesicht. Die Klöster vermeiden es aber, in den Zeitungen Stellung zu nehmen, wenn nicht ganz wichtige Gründe vorliegen. Sie wären dann ja auch gezwungen, auf die Gründe des Ausgetretenen näher einzugehen und vielleicht unerfreuliche, dem Ausgetretenen gerade nicht schmeichelhafte Dinge zu erwähnen. Das wollen aber die Klöster auf jeden Fall vermeiden.

In unserer Zeit sind die Wörter Gehorsam, Unterordnung, Botmäßigkeit unbekannt Begriffe geworden. Die Klagen über das Schwinden des Gehorsams der Jugend gegen die Eltern, gegen Lehrer, Priester, Polizei, Meister, Herrschaft wollen nicht verstummen. Alle Welt hält sich auf über die Respektlosigkeit, die man auf der Straße, in der Eisenbahn von jungen Leuten erfährt. Der Geist der Auflehnung beherrscht die Welt. Da tut es not, dieser Welt zu zeigen, daß Gehorsam und Unterwürfigkeit noch möglich sind. Der vollkommene Gehorsam im Kloster ist das Gegengewicht gegen das schrankenlose Sichausleben der Welt und ein Heilmittel gegen ungesunde Säfte im Körper der heutigen Menschheit. Der Gehorsam, wie er im Kloster geübt wird, wirkt wie der Sauerteig auf seine Umgebung. Er ist demnach ein sittlicher Wohltäter der heutigen Gesellschaft. Bpe.

## Der hl. Willibald, Gründer des Hochstiftes Eichstätt

7. Juli.

„Alles gereicht den Frommen zum Guten, den Gottlosen und Sündern aber zum Bösen.“  
(Sir. 29, 32.)

Wer immer deutsche Bildung und deutsche Kultur in Gegensatz bringt zur Religion und Frömmigkeit oder gar zur katholischen Kirche, der vergißt ganz und gar, woher alle deutsche Bildung und Kultur stammt. Wo eine bedeutendere deutsche Stadt entstanden ist, hat fast überall ein Mönch den Grund gelegt und der Bischof hat darauf weiter gebaut. Wo innere Bildung und Gesittung, Kunst und Wissenschaft zur Blüte gelangt ist, hat das Kloster sie gepflanzt und mit sorgfamer Hand gepflegt. Insbesondere waren es die Söhne des hl. Benedikt, die christliche Lehre und christliches Leben, aber auch echte Kultur und Bildung hinübertrugen in die Wildnisse Deutschlands. Einer der größten unter ihnen, einer der treuesten Gefährten des hl. Bonifatius, war Willibald, der Gründer des nachmaligen Hochstiftes Eichstätt.

Willibald wurde um das Jahr 700 in Southampton in England von sehr edlen und frommen Eltern geboren. Seine Mutter soll eine Schwester des hl. Bonifatius gewesen sein. Der verständige und wifbegierige Knabe wurde nach damaliger Sitte im Kloster erzogen. Tafelstübchen ward in ihm das Feuer der göttlichen Liebe so entzündet, daß es sein ganzes Leben hindurch bis ins hohe Alter in gleicher Kraft und Helle fortloderte.

Zwanzig Jahre alt bat er seinen Vater flehentlich, ihn auf einer Pilgerreise nach Rom, zu den Gräbern der Aposteln zu begleiten. Nach längerem Widerstreben willigte der Vater ein und machte sich mit ihm und seinem jüngeren Sohne Wunebald auf die Reise. Sie erreichten glücklich Italien. In Lucca erkrankte aber der Vater und starb darauf. Die trauernden Brüder setzten ihren Weg fort und kamen nach Rom. Hier erkrankten sie an einem langwierigen Wechselfieber. Fast zwei Jahre lang lebten sie in klösterlicher Zurückgezogenheit, sich gegenseitig brüderlich dienend und tröstend.

Dann ergriff Willibald den Pilgerstab, um das hl. Land zu besuchen. Mit zwei Gefährten kam er nach Neapel und Sicilien und von da über Cypern nach Syrien. In Emesa wurde er samt seinen Reisegefährten, deren Zahl unterdessen auf 7 gestiegen war, von den Sarazenen gefangen genommen. Doch schon nach kurzer Zeit erhielten sie auf die Forderung eines anständigen Spaniers die Freiheit wieder. Im Herbst 724 landeten sie in Palästina und besuchten der Reihe nach alle Stätten, die der Heiland im Laufe seines Erdenlebens geheiligt hat. Mit Tränen der Nahrung benehten sie den heiligen Boden; denn in diesem wunderbarem, von biblischer Atmosphäre umgebenen Lande ward ihr religiöses Gefühl mächtig ergriffen, die Lüste wehten ihnen heilige Erinnerungen zu, die lieblichen Szenen des Altertums tauchten frisch vor ihrer Augen auf, die fremden Sitten, Gebräuche und Trachten verjagten sie so tief in jene alte Zeit, daß die dazwischenliegenden Jahrhunderte vor ihrem Geiste gänzlich verschwanden.

Nachdem noch Konstantinopel eingehend besichtigt worden war, landete Willibald wieder in Sicilien und begab sich über Neapel nach dem Kloster Monte-Cassino. Acht Jahre widmete er sich hier dem geistlichen Leben und verließ den Dienst eines Pförtners. Nach dieser Zeit reiste ein spanischer Priester nach Rom und erbat sich den Willibald zur Begleitung. Papst Gregor III. erfuhr Willibald's Ankunft in Rom, ließ ihn rufen und eröffnete ihm, daß Bonifatius ihn als seinen Gehilfen begehrt habe und sandte ihn mit seinem Segen nach Deutschland.

Bonifatius hatte den Plan gefaßt, im saarbrückischen Nordgau ein neues Bistum zu gründen. Der fränkische Graf Suitgar hatte ihm zu diesem Zwecke den Waldstift Eichstätt als Schenkung gegeben. Dorthin wurde Willibald geschickt. Die Gegend war durch die vielen Kriege sehr armirtbar geworden: Weit und breit kein Haus und Hof, nur ein kleines Marienkirchlein

einsam im Walde. Hier ließ sich Willibald nieder. Bald entstand eine neue Kirche und die nötigen Wohnungen. Bonifatius kam selbst herbei, besichtigte die Niederlassung, weihte am 23. Juli 740 Willibald zum Priester und ein Jahr nachher zum Bischof. Als solcher nahm Willibald auch teil an der von R. Kor. mann versammelten ersten deutschen Nationalsynode.

Bald zeigten sich weithin die Früchte der kulturreichen Tätigkeit Willibald's: die Waldungen um das Marienkirchlein fielen und wurden in fruchtbares Land verwandelt; das Münster, Kirche und Kloster umfassend, erhob sich; um die kirchlichen Gebäude reichten sich die Hütten der Arbeiter und die Wohnungen der Gotteshausleute fremde Einsiedler kamen in die Umgebung. — So erwuchs Eichstätt zur bischöflichen Stadt.

Gleichen Eifer entwickelte Willibald auch in geistlicher Beziehung: Aus angelsächsischen Gefährten, die er mitgebracht oder die ihm der hl. Bonifatius gesendet, bildete er eine klösterliche Genossenschaft nach der Regel des hl. Benedikt und schickte sie in die Umgegend zum Unterrichten und zum Predigen. In diesen evangelischen Kulturarbeitern gebar sein Bruder Wunebald, der schon seit Jahren in Thüringen gewirkt hatte. Dieser kaufte den Waldbezirk Heidenheim und richtete dort ein großes Kloster für Männer und Frauen.

Der hl. Willibald förderte überall die Gründungen von Klöstern als unentbehrliche Bildungsmittel des Volkes: er unterstützte den hl. Sola, einen Briten, in der Errichtung der Zelle Solenhofen, am rechten Ufer der Altmühl. Vom Jahre 786 findet sich vom hl. Willibald noch die Urkunde einer Schenkung an das Kloster Fulda vor. Willibald überlebte alle Genossen und Schüler des hl. Bonifatius und wirkte segensreich bis ins hohe Alter. Sein Andenken hat über Eichstätt Segen verbreitet.

Dankbaren Herzens verfolgen wir die Spuren segensreichster Wirksamkeit der katholischen Kirche auch in unserem deutschen Vaterlande.

P. N. Sch.

## Weggeleit zum Glücke

Von P. N. Sch. O. F. M.

### Hypnotismus und Aberglaube II.

Je geheimnisvoller der Gaukler, der Betrüger, oder Quacksalber tut, desto größer seine Kundschafft. Das Geheimnisvolle hat noch von jeher die Menschen an sich gezogen. Auch der Hypnotismus hat den Vorteil, daß er sich vielfach in den Schleier des Geheimnisvollen hüllen kann. Die Fremdwörter, die mit Vorliebe gebraucht wurden, dienen sicher nicht dazu, die Sache verständlicher zu machen. Jetzt die Frage:

### Was versteht man unter Hypnotismus?

Der Hypnotismus ist die Lehre von der künstlichen Herbeiführung eines nervösen Schlafes. Der Mensch wird von einem Hypnotiseur in einen Traumzustand versetzt, den man Hypnose nennt. Dieser Zustand heißt auch Trance, insofern er einer Verzückung oder Ekstase ähnlich sieht. Während der Hypnose ist der Hypnotisierte vom Willen des Hypnotiseurs mehr oder minder abhängig und gehorcht mechanisch seinen Befehlen.

Indessen ist es nicht so leicht, genau anzugeben, worin eigentlich das Wesen der Hypnose bestehe, oder worauf es bei derselben vorzugsweise ankomme. Daher die verschiedenartigen Auffassungen hierüber bei den Fachleuten: Professor Charcot, der Vorsteher der Salpêtrière in Paris und seine Anhänger halten die Hypnose für eine künstlich hervorgerufene Neurose oder Nervenkrankheit beziehungsweise Hysterie. Genauer ausgesprochen, sagt Charcot, ist der hypnotische Zustand eine durch den Hypnotiseur hervorgerufene nervöse Erkrankung des Gehirns, welche in den drei verschiedenen Stadien verläuft: Lethargie, Katalepsie und Somnambulismus.

Lethargie = Schlassucht, todähnlicher Schlaf, damit beginnt die Hypnose. Der Hypnotiseur bringt den Hypnotisierten zum Einschlafen, derselbe vergißt alles — man sagt: er versinkt in Lethargie. Darauf folgt meistens

als Durchgangszustand die Katalepsie. Katalepsie = Starrfucht, besteht in einer Gefühllosigkeit, Muskelsteifheit und sog. „wächsernen Diegfamkeit“ der Glieder. Der Hypnotisierte behält jede noch so gezwungene Stellung bei, die man ihm gibt. Die Katalepsie kommt aber nicht bloß in der Hypnose vor, sondern auch bei der Melancholie oder bei fortschreitender Lähmung mit Schwäche. Bei hysterischen Personen kann die Katalepsie durch starke Sinnesreize (großer Brand, plötzliches starkes Geräusch) plötzlich hervorgerufen werden. Immer aber kommt die Katalepsie vor auf Grundlage irgend einer geistigen Störung. Steigt sich nach der Katalepsie der hypnotische Zustand, so tritt der **Somnambulismus** = Schlafwandeln ein. Der Somnambulismus ist ein schlafähnlicher Zustand, ein Dämmerzustand, in dem Bewußtsein und Sinnesaktivität nicht aufgehoben sind; Schlafwandeln, Nachtwandeln, Hellsehen. Im Zustande des hypnotischen Somnambulismus führt der Hypnotisierte die ihm aufgetragenen Bewegungen maschinenmäßig aus und gibt zu erkennen, daß er die Vorstellungen, die ihm der Hypnotiseur suggeriert (einkredet) haluzinatorisch für wirkliche Gegenstände hält.

Zum besseren Verständnis siehe die einschlägigen Artikel in diesem Blatte:  
 Suggestion: 9. Dezember und 16. Dezember 1917;  
 Somnambulismus: 23. Dezember 1917;  
 Hellsehen: 30. Dezember 1917, 6. Januar 1918;  
 Telepathie: 13. Januar 1918;  
 Divination: 17. Februar 1918;  
 Hysterie: 24. Februar, 3. März, 10. März 1918.

Während also Professor Charcot die Hypnose für eine augenblickliche Nerventrübung hält, welche die drei Phasen: Letargie, Katalepsie und Somnambulismus durchläuft, halten mehrere Psychiater (Irrenärzte) dieselbe für eine künstlich hervorgerufene und vorübergehende Psychose (Geistesstörung) für eine Art von Verrücktheit oder Wahn. Dieser Auffassung sind z. B. Mourab in Hermannstadt, Meynert in Wien, Rieger in Würzburg u. a.

Die meisten Hypnotisten, insbesondere die Vertreter der Pariser Schule, sind der Ansicht, daß man die Hypnose als eine Art gewöhnlichen Schlafes aufzufassen habe, nur sei der Unterschied, daß derjenige, welcher den gewöhnlichen Schlaf schläft, mit seinen Träumen und Handlungen nur zu sich selbst in Beziehung steht, während der Hypnotisierte zu seinem Hypnotiseur in Beziehung (Rapport) tritt und von dessen Willen abhängig ist.

Jedenfalls ist das wesentlichste Moment aller hypnotischen Erscheinungen zu erblicken in dem Rapport (Wechselbeziehung), in dem Verhältnisse der Abhängigkeit, in welchem das Gehirn des Hypnotisierten mit dem Hypnotiseur steht. Bei der Hervorrufung der Hypnose wird das Bewußtsein gefangen genommen, indem durch die Suggestion (Einkreden) des Schlafes die Aufmerksamkeit nur auf diese Vorstellung gerichtet ist. Der Mensch im normalen wachen Zustande richtet niemals seine ganze Aufmerksamkeit längere Zeit auf eine Vorstellung, sondern auf alles, was damit in Verbindung steht, auch auf die Umgebung usw. Beim Hypnotisierten hat eine „Eingebung des Bewußtseins“ stattgefunden: Er richtet seine Aufmerksamkeit nur auf das, was ihm vom Hypnotiseur befohlen wird und deswegen ist bei ihm die Energie (Kraft) der Vorstellung stärker als im normalen Zustande.

Die Tiefe des hypnotischen Schlafes kann sehr verschieden sein. Je tiefer dieser ist, desto einseitiger wird die Aufmerksamkeit, desto mehr Sinnesgebiete werden unempfindlich für die äußeren Reize. Gewöhnlich verlieren zuerst das Gesicht, der Geschmack, der Geruch und die Leichtigkeit der Muskeln die Empfindlichkeit, während der Tastsinn und das Gehör noch beeinflussbar sind. Wird der Schlaf tiefer, so bleibt von den äußeren Sinnen des Hypnotisierten nur noch das Gehör tätig. In der tiefsten Hypnose tritt die Erscheinung des „isolierten Rapports“ ein: der Hypnotisierte hört nur das, was der Hypnotiseur sagt. In diesem Zustande ist er ein willenloses Werkzeug in der Hand des Hypnotiseurs.

### In Gottes Namen angefangen!

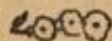
Der liebe Gott hat allerlei Glöckchen, womit er die schlafenden Menschen weckt, die Irrenden zu sich ruft.

Siehe da, Blumenglöcklein! Die leicht beschwingten Engel, die unsichtbar durch die lachenden Blumen wanken, ziehen sie an.

Was läuten sie? Zum frohen Brautaltar? Es ist alles so geschmückt, Kränze ringsum. Lächelt ins Grab? Die schwanken Gräser lassen das Haupt sinken, verwellen, — Morgen kennst du ihre Stätte nicht mehr.

Ich weiß ein anderes Glöcklein. Neben meinem Hause wohnte ein Schmied, rührig und arbeitssam. Der kräftige Schlag seines Hammers auf dem Amboss, während seine Kindelein noch schliefen, ermunterte mich früh am Tage zu gleichem Fleiß und hielt des Abends spät die welchenden Kräfte zusammen. Aber nicht Mesner nur war mir der ehrliche Nachbar, sondern ein Prediger auch und Siturg ohne Faltschheit und von Dünkel frei; denn damit begann er seine Geschäfte, daß er frei von dem kühnernen Egoismus, der auf die eigene Faust vertraut, feierlich im Kreise der frischen Gesellen sprach: „In Gottes Namen angefangen.“ Den Anführer, welcher Gott liebt, müssen die Untergebenen lieben. Und Liebe ist, wie der beste Zepier, so der höchste Tribut.

Die Kunst des Schmiedes ist wohl eine grobe Kunst, aber zeigt recht deutlich, wie Einsicht und Fleiß die Elemente beherrscht, und erinnert recht hell, wie im sauren Schweiß der Mensch anringt gegen jenes: „Im Schweiß des Angesichtes sollst du dein Brot essen.“ O Ringen, o Sehnen! — Mit unserer Kraft ist nichts getan; — und immer heller wirds, der Morgen hat alle Läden aufgeschlagen, es ist rege geworden in den friedlichen Gassen meiner Nachbarschaft. „In Gottes Namen angefangen.“ sagt die Hausmutter, wenn ein arößerer Preis eine Arbeit beginnt, und die Gewalt dieses Stoßens zeigt sich alsbald. Eintracht und Liebe bringt er unter die Zusammenwirkenden. Reichthum und Verstreumung und hindernde Scherze sind verbannt und machen Platz dem besonnenen Ernst, dem frohen und sichern Mut. Verdrossenheit und Ermüdung können nicht naben, wo so nahe ist der Geist des Herrn.



### Trostworte des Kriegers

Skizze von C. D. Meyer.

(Nachdruck verboten.)

#### I.

„Weine nicht, Mutter; Mutter, weine nicht, wenn der Krieg ist einmal aus, lehr' ich gefurd und munter wieder zu meinem Mütterlein nach Haus.“

So sangen die jungen Krieger, als sie in den ersten Tagen des August 1914 mit glühender Begeisterung für die gerechte Sache des Vaterlandes zum blutigen Duell mit einer Welt von Feinden hinausjagten.

Am Gasthaus zum „Schwan“, an der Landstraße, die ins Kreiskädtchen B... führt, wo sich das Bezirkskommando befindet, kamen sie früh am Morgen schon, ehe die Sonne den grauen Nebel durchbrach, zusammen, um geschlossen aus dem Heimatsdörfchen hinauszurücken mit Sang und Klang, zum Siegen und — Sterben, wenn das Schicksal es so wollte. Iwar war es ungewiß, was werden würde, und keiner wußte, gegen wen er freiten sollte, ob gegen Franzosen, Russen, Belgier, Engländer oder einen der anderen Feinde, die sich mit den Großen zur Vernichtung Deutschlands zusammengetan hatten. Aber das wußten alle, daß trotz der Welt von Feinden die Deutschen als Sieger hervorgehen würden, und daß der Feinde Bosheit und Frevel an deutscher Sitte, an deutschem Mannesmut und an deutscher Treue erschellen würden.

Am „Schwan“ wogte eine große Menschenmenge hin und her. Das ganze Dorf war auf den Beinen, um zum letztenmal noch den Scheidenden zum Lebewohl die Hand zu reichen. Dann zogen die Wackeren im Marschschritte die Landstraße entlang. Das Hüte- und Tücherichwenken wollte gar kein Ende nehmen, bis der kleine Trupp an einer Straßenbiegung dem Gesichtskreis der Nachsehenden entchwand.

Ein altes, gebrechliches Mütterchen steht jetzt noch, da die mutigen Jungens längst in der Ferne nicht mehr zu sehen sind, an der Kinde am „Schwan“ und schaut immer noch der Stelle zu, wo sie verschwunden.

„It's möglich, doch er nun fort ist? Sie kann es noch nicht verstehen. Es kam zu schnell mit dem Abschiednehmen. Doch wird er ja wiederkommen, wenn der Krieg vorbei ist. Nur kurze Zeit wird es dauern. Er hat's ihr doch gesagt, als er sie vorhin zum letzten Male in die harten Arme schloß: „Keine Sorge, Mutter. Es wird so schlimm nicht werden. Nicht als bleiben zurück. Fühle ich es doch, daß ich bald wieder bei Dir sein werde. Gott wird die Deutschen nicht verlassen und auch mir im heißen Ringen beistehen.“

Da hat sie lange schluchzend an seinem Herzen gerührt, und als er fühlte, daß die Tränen auch in seine Augen traten, da hat er zum letztenmal noch einen Kuß auf ihre Stirn gedrückt, und dann ist er den anderen nachgestürzt mit dem Kuße auf den Lippen:

„Auf Wiedersehen, Mutter —! —! —!“  
 „Auf Wiedersehen!“ und „Lebe wohl!“ — hat sie ihm nachgerufen, da er schon längst ihre Stimme nicht mehr hören konnte. Ach, er muß doch zu ihr zurückkehren. So bestimmt hat er es ja gesagt, daß sie kaum mehr daran zweifeln darf. Und beten will sie für ihn, viel beten, jeden Tag und jede Stunde, daß Gott ihm in Sturm und Not zur Seite sei.

Mutter Dengs krebt nun langsam dem kleinen Hause zu, in dem sie jahrelang mit dem braven Sohn in Glück und Frieden gelebt hat.

„Er wird wieder heimkehren,“ murmelte sie leise vor sich hin. „Bald wird er wiederkommen.“

#### II.

„Weine nicht, Mutter; Mutter, weine nicht, werde wieder besser werden. Kann allein dich doch nicht lassen, muß dich, Mütterlein, ernähr'n.“

Ein Krankenzimmer in einem kleinen, sauberen Häuschen an der Dorfstraße im Dorfe N... In den weichen Kissen ruht ein junger Mann, in den besten Lebensjahren. Nichts, erdschaft ist sein Gesicht, und manchmal schütt er leise auf, wenn der Schmerz sich allzusehr einstellt. Und neben ihm am Lager ruht seine alte Mutter und schaut voll Sorge und Unruhe in seine blauen Züge. Sie steht es wohl, daß auf seine Stirn baldiger Tod geprägt ist: sie weiß es, es wird nicht gut mit ihm werden. Wozu schtmun ist die Wunde, die die Feinde ihm draußen in der Schlacht beigebracht haben. Der Kranke ahnt, was in der Mutter Herz vorgeht, und fñhlt es, was sie denkt.

Da richtet er sich auf. Mühsam nimmt er der Mutter rechte Hand, hält sie fest umklammert und spricht voll Schmerz und Weh, da er die Träne sieht die über ihre gerunzelte Wange rinnt:

„Du darfst nicht weinen, Mutter. Es ist doch nicht so schlimm. Und besser muß ich doch wieder werden. Du hast doch niemand anders, der für dich arbeitet und sorgt. Bald wird es wieder besser sein. Stehst Du nicht, wie drauhen alles so prächtig grünt und blüht? Der neue Frühling wird wieder meine Genesung bringen.“ — Dann sinkt er wieder kraftlos zurück, und im Fiebertraum spricht er von dem großen Schlagen drauhen in Feindesland. Da erzählt er, wie sie immer wieder mit neuem Mut und Begeisterung gegen die feindlichen Stellungen gestürmt sind, bis die geschwächten Gegner entflohen, und von dem heißen Kampfe um die feindliche Fahne, wobei er sich das Eisene Kreuz erwarb. Und da er erzählte, wie der Hauptmann ihm mit anerkennenden Worten den Ehrenzeichen auf die Brust befestete, da umspielt die bleichen Lippen des Kriegers ein betteres Lächeln. Dann wird er ruhig. — Ob's wahr ist, doch Gott ihn mir erhält?“ spricht die alte Mutter leise vor sich hin.

Er hat es doch gesagt, er würde wieder genesen. Oder ob er nur damit ihre Sorge um ihn verschweigen will? Es kann doch nicht sein, daß er von ihr gehen wird auf ihren alten Tag. Dann wird so mit ihm ihre einzige große Hoffnung zu Grabe getragen.

Wie ruhig er nun daliegt! Wie einer, der das Stadium einer bösen Krankheit überhanden, friedlich schläft er und so gleichmäßig geht sein Atem — Dehnsam löst die Mutter Dengs ihr Rechte aus der Hand des Sohnes und summel zur Dorfkirche, um wieder zu beten, daß Gott ihren Sohn bald möge genesen lassen.

#### III.

„Weine nicht, Mutter; Mutter, weine nicht der Herrgott läßt es wohl gescheh'n, daß ich dich, geliebte Mutter, werde einstens wiederseh'n.“

Nach einigen Wochen. Im Krankenzimmer umstehen Mutter Dengs und die Nachbarn das Sterbett des jungen Kriegers. Es geht zu Ende mit ihm.

Da klingt von draußen her der silberne Klang eines Glöckchens ins Zimmer. Der alte greise Dorfpfarrer kommt mit der heiligen Weggehrung, um den Kranken auf die Reise in ein schöneres Jenseits vorzubereiten. Er legt das Gefäß mit der heiligen Eucharistie auf den kleinen Hausaltar. Wer hätte es gedacht, daß sobald schon der Kranke Abschied nehmen muß?

Der Pfarrer kennt den Sterbenden wohl. Er war früher immer sein Bestes gewesen. Hatte ihm selbst, da er schon längst der Schule entlassen war, die heilige Messe gedient, und es war dem ehrwürdigen Greis stets eine besondere Freude gewesen, wenn er sah, wie der gute Junge immer besorgt war, seiner alten Mutter den Lebensabend so schön wie möglich zu gestalten.

Der Pfarrer blieb mit dem Kranken kurze Zeit allein, nahm ihm die Beichte ab, und bereitete ihn auf die letzte Weggehrung vor. Dann knieten Mutter Dengs und die Nachbarn ums Lager und beteten.

Nachdem der Kranke die Sterbesakramente empfangen hatte, glitt er sanft wieder in die Kissen und fiel bald in ruhigen Schlummer.

Da entrang sich dem Munde der alten Frau ein tiefes Stöhnen.

Der Kranke schlägt die müden Augen auf.

„Darfst Du es, Mutter, die so schluchzte? — Darfst nicht weinen. Wenn ich von Dir gehe, so kommst Du doch auch bald. Weilst Du, — ich gehe doch in die schönere Heimat, wo viele, viele Kameraden sind, die mit mir für den Kaiser und das Vaterland gestritten haben. Der Herrgott wird es einrichten, daß wir oben ewig vereint sind.“

Mutter Dengs nimmt sanft den Kopf des Sterbenden und drückt ihn an ihr Herz, und ihre Tränen rinnen auf des Kranken kalte Stirn.

Selbst in den Augen des alten Pfarrers glänzt eine Träne, da er Jenseit dieses innigen Abschieds zwischen Mutter und Sohn ist.

Wieder beginnt der Sterbende zu reden, langsam und gebrochen:

„Lebe wohl, Mutter . . . Es hat nicht sein sollen . . . komme — — auch Du — — bald zu — — mir . . .“ haucht nur schwach sein Mund noch.

Dann legt die Mutter ihn wieder sanft in die Kissen. Der Pfarrer beginnt mit den Sterbegebeten.

Und als die alte Frau nach einer Weile sich über den Kranken beugte, da war er sanft hinübergeschlummert mit einem glückseligen Lächeln auf den Lippen. — —

Nun hat sie nur noch einen Wunsch. Daß auch sie bald aus der Welt zu ihm gehen darf.

Sich jahrelang gesehnt, mit ihnen vereint den Herrn zu loben. Nun durfte sie es.

Die Finsternis wird leicht,  
Wenn fromm die Lunge spricht:  
Gelobt sei Jesus Christ!  
Die Macht der Hölle nicht  
Vor ihrem süßen Lied:  
Gelobt sei Jesus Christ!

Aber kaum war ihre Stimme ertönt, so erstarb die der anderen; Mutter und Kinder wandten sich rasch der Türe zu.

Einen Augenblick starrten sie fremd auf die fremde Gestalt; dann klang's von den Lippen der drei:

„Josepha!“

Das war wirklich herzliche wahre Freude, ein Abend, so schön, wie ihn die Familie lange nicht mehr gekannt hatte. War's doch selbst dem Karl geschehen, daß er die neuen Freunde ganz vergessen hatte, obgleich er Notwendiges im „Grünen Bock“ in Vereinsangelegenheiten zu tun gehabt. Es war eben doch zu schön, daß die Josepha wieder heimgekehrt war.

## VIII.

Ja, es war wunderbar! Das blieb der Eindruck und Ausdruck aller Reden der Familie Hesse. Josephas liebes, inniges Wesen verschuchte alle Sorge und Traurigkeit und ihre Art, die Dinge anzuschauen, ließen auch Armut und Krankheit nicht gar zu schwer ins Gewicht fallen.

„Wir wollen es dem lieben Heiland aufopfern.“

„Wir wollen die liebe Mutter Gottes um ihre Fürsprache bitten; sie ist ja die Helferin der Kranken, oder dafür wollen wir doch Gott danken!“ Das waren Reden, wie sie, lieblich und schlicht und gar tröstlich und fröhlich über des jungen Mädchens Lippen geradenwegs ins Herz ihrer Zuhörer drängen.

Ja, Josepha hatte es erfahren, daß Gott keinen und keins vergißt und die gebenedeite Gottesmutter auch unsere Mutter ist. Ihre Geschichte gab Zeugnis davon.

Seit jener freundliche Herr sich der Familie Domilo so sorglich angenommen, waren gar schöne Jahre gekommen.

Fritz hatte etwas Tüchtiges gelernt, nicht nur den Bogen führte er meisterhaft, auch die Orgel spielte er wunderbar. Ja, dieses Instrument war ihm fast das liebste, weil es ausschließlich zu Gottes Ehren erklang, und nichts hätte ihn mehr erfreuen können, als der an ihm jetzt er-gangene Ruf, Organist von St. Paul zu werden, derselben Kirche, an der Vater Hesse Küster gewesen, und die Josepha so unaussprechlich teuer war.

„Er verdankt auch dieses Glück seinem Wohltäter, Herrn Niden, der sich seit einiger Zeit hier ansässig gemacht hat“, sagte Josepha. „Fritz mußte ihn besuchen, aber, was er eigentlich mit ihm vor hatte, schrieb er nicht und wir, Frau Domilo und ich, erfuhren erst recht nichts, bis die Sache abgemacht war. Ach, was das für ein Danken und Loben gab! Jetzt mußte ich sogleich her und Fritzens Wohnung einrichten helfen. Denn er will durchaus, daß seine Mutter ihren Sargel aufsatze und bei ihm bleibt.“

„Und du, Josepha?“ unterbrach sie Karl und schaute sie forschend an.

Und sie lächelte und sagte fast schelmisch: „Ich hab' auch einen Plan, aber das verrät ich vorerst nicht. Was will ich jetzt nicht mehr von mir, sondern von euch reden und was geschehen könnte, um Elschen zu kräftigen. Eure Wohnung ist nicht gesund. Mitten in der Stadt und keine andere Luft, als die vom Hofe! Das taugt nicht für meine schwache Lunge.“

„Ich hab's immer gesagt“, seufzte Frau Hesse, „allein der Mietzins ist hoch, arme Leute müssen sich eben an solch einer Wohnung genügen lassen. O, du weißt nicht, Josepha, wie ich gearbeitet habe, Tag und Nacht und wie auch Elschen sich mit Säcken hat quälen müssen trotz ihrer Schwäche. Wir haben ein rechtes Jammerleben geführt.“

„Aber nun soll's auch vorbei damit sein“, rief Karl eifrig, mit flammender Miene bis zur Stirn hinauf. „Wir Arbeiter werden unsere Menschenrechte wahren und uns nicht länger mit Füßen treten lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

# Des Lebens Schule

(8. Fortsetzung.)

Erzählung von Nebeatis.

Fromme Lieder pflasterten nicht in diese Zeit des Kampfes, galtten auch nur gleich süßen Märlein. Francesco hielt nichts von Religion, dieser wollte nichts wissen von Biefterschaft und toten leeren Formen. Der neue Volksstaat würde auch einen neuen Kultus haben — natürlich — und bequemer war's schon.

Karl wußte das aus eigener Erfahrung, wenn man sich selber seine religiösen Pflichten aus- und zurechtlegte. Wenn er auch nicht zu den Spöttern und Gottlosen gehören wollte, daß viele Singen und Beten war gewiß überflüssig, wo einer bereit war, statt dessen zu handeln.

Doch feinetwegen mochten es Mutter und Schwester tun und sich für die Wartezeit Geduld erfinden, denn sie konnten, nur ihn sollten sie damit veräonen und ärgerlich sprach er das gegen Elschen aus, die ihn schüchtern gebeten hatte:

„Singe nur ein einziges Mal:

„Alles meinem Gott zu Ehren,  
In der Arbeit, in der Ruh',  
Gottes Lob, und Ehr' zu mehren,  
Ich verlang' und alles tu';  
Meinem Gott allein will geben  
Leib' und Seel', mein ganzes Leben,  
Gib', o Jesu, Gnad' dazu!“

„Ich weiß, du sangst es jeden Tag mit Josepha und mir ist die Melodie entfallen.“

„Was mußte sie aber auch gerade mit dem Liede kommen? Ja, er hatte es morgens mit Josepha gesungen, und abends sich täglich ernstlich mit ihr geprüft, ob sie auch dem Liede nachgelebt; er war eben damals ein überkommener Knabe — und sein Vater hatte gemeint, aber der hatte eben viel besser von ihm gehalten, als er verdiente, und Josepha auch — und vorbei war vorbei — solche Lieder pflasterten nicht mehr für ihn.“

Und hastig seine Mühe erareißend, wollte er hinausstürmen.

Da rief Elisabeth noch einmal:

„Karl, sei mir nicht böse. Ich hörte gestern das Lied auf der Geige gar so wunderschön spielen, daß ich den Text heute wieder lernen mußte und schon den ganzen Tag sinne, auch die Melodie zu finden. Aber ich bringe sie nicht zusammen, ob sie auch ganz tief im Herzen klingt, und besonders diese Stelle:

„Meinem Gott allein will geben,  
Leib' und Seel', mein ganzes Leben,  
Gib', o Jesu, Gnad' dazu.“

Karl blieb stehen; er wandte den Kopf noch einmal der Schwester zu.

„Was war ihm denn nun mit einem Male so rührend an der zarten, jungen Gestalt?“

Er kannte sie doch lange so, wie sie war, krank, blaß und gebeugt, wie eine geknickte Lilie. Ja, er kannte sie schon lange so, aber der Ausdruck in ihrem Gesichte war neu, er war hilfe-

suchend und doch so, daß er sich unwillkürlich sagte, sie weiß besser wie du, von wannen die rechte Hilfe kommt; er war bittend und brachte ihm doch selbst — gerade wie in jener Nacht, wo das Schwesterlein auf Josephas Arm ihm zurückgetragen worden — die ernste Anforderung:

„Karl, wache fortan besser über sie, sie ist deine Schwester.“ —

O ja, er hatte es vielfach fehlen lassen. Er hatte weit ernstlicher an ihr gedacht, als an jenem Nachmittage und sich kein Gewissen daraus gemacht — und soeben war er auch nur unfreundlich gewesen einer kleinen Bitte gegenüber.

„Ich wußte nicht, daß du dir gar so viel vorausmachtest, Elschen. Ich singe dir natürlich das Lied — und sogar alle Verse, wenn du willst. Ich hab' die Melodie nicht vergessen. — Laß leben. Ich glaube, das wird der rechte Ton sein; du hast nicht Josephas Höhe, aber deine Stimme ist auch weich, wie ihre war. Versuchen wir's.“

Und er sang, erst allein, dann mit Elschen zusammen — und wie er ihr versprochen, alle Verse von Anfang bis zu Ende — und je länger er sang, desto besser gefiel es ihm, daß er mit dem einen Lied nicht genug hatte, sondern aus freien Stücken ein zweites und ein drittes begann.

Frau Hesse hätte auch gerne eingestimmt, aber sie konnte nicht vor großer innerer Bewegung. Es war so neu und schön für ihr Ohr und zugleich so alt, daß es nimmer hätte verklingen dürfen.

Nun, für eine Weile wenigstens war's auch nie verklingen, das alte, liebe Lied aus der Jugendzeit. Es hatte ihr Leben verklärt bis auf den heutigen Tag und es reich gemacht.

Auf der Schwelle der kleinen Wohnung stand ein junges Mädchen, schlicht, aber hübsch gekleidet und mit einem Anfluge, aus dem so viel Güte und Herzensreinheit sprach, daß man gern hinschaute.

Wir wissen, wer es ist; Josepha ist's und wir wissen auch, was ihr Herz bewegen mußte. Sie hatte sich oft diese Stunden des Wiedersehens ausgemalt und sich gesagt:

„Wie werde ich die Freunde finden?“

Nun, besser beschäftigt und lieblicher, freundlicher hätte sie sich dieselben nicht vorstellen können. Sie sah nicht, wie dürftig der Raum war, sie merkte nicht, was Krankheit und Sorge an Mutter und Tochter getan und falscher Ehrgeiz und ungebundene Jugend in Karls Anfluge ge-graben — ihr erster Eindruck war Friede und Freude.

Und jetzt hatte sie auch ihre freudige Bewegung so weit gemeistert, daß sie in das Lied einstimmen vermochte. Sie hatte es oft genug mit den teuren Menschen hier gesungen und